

Die Brautschau des Statthalters [Schluss]

Autor(en): **Steinmann, August**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575145>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Brautschau des Statthalters.

Eine Geschichte aus dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts
von August Steinmann, St. Gallen.

Nachdruck verboten.

II. (Schluß).

Während dieses Gespräch zu Eigental eine der vielen Mißstimmungen herbeigeführt hatte, die hinter den hohen Fenstern des Schlosses häufiger waren als die guten Stunden, ritt Herr Christoph Meiß einen stöckigen Weg hinan und gewann mit ihm den Scheitel des Berges. Hier stand die March, die Klingenstein von Eigental trennte. Der Statthalter dachte an die neue Freundin, und als er sich bei dem Gedanken ertappte, sie wäre die richtige Frau für Klingenstein, schalt er sich einen Toren. Sie war nun einmal die Gattin des Amtskollegen. Er hatte sie ja nur oberflächlich kennen gelernt; aber es war gut Erdbeeren essen mit ihr. Stillvergnügt lachte Christoph vor sich hin. Der Tag erinnerte ihn an seine Erlebnisse in Rom, an jene Erlebnisse, die der Oheim jeweils rot angestrichen hatte. Was mußte die Frau von Eigental für ein Leben haben um diesen brötigen Landvogt herum! Dieser suchte das Himmelreich in diesen Büchern und sah nicht, wie die Rosen warteten im stillen Geviert. Wie lieblich hatte die Freundin in diesem Geviert gestanden! Schlank und groß, die Hände leicht gefaltet, mit den Augen die Stunde fragend. „Landvogt, Landvogt,“ sprach der Statthalter vor sich hin, „was bist du für ein blinder Mann!“

Schwer rollte der Donner über den einsamen Reiter hin. Das Gewitter stand schon über der Landschaft Klingenstein. Der Sturm trug die dicken schwarzen Wolken vom Wetterrande herüber. Aus den Ulmen und Pappeln stoben die Vögel und flohen in den tiefen Wald. Hell glänzte das Korn, und unten am Bach schimmerte das Laub der Erlen. Mit strafem Zügel lenkte Christoph Meiß das Pferd. Durch den Wald stieg das Sträßlein jäh der Tiefe zu. Aber ehe Meiß das Tal erreichen konnte, hatte ihn das Unwetter überfallen. Es war dunkel geworden. Die Blitze zerrissen die Nacht, fuhren von Hügelrand zu Hügelrand und schlugen in den Fluß. Der Donner erfüllte die Luft mit furchtbarem Zorn, und

unter seiner Gewalt bebte die Erde. Der Statthalter dachte nicht mehr an die schöne Frau von Eigental. Er hatte genug zu schaffen mit seinem Pferde; denn dieses fürchtete sich und zitterte vor dem Unbekannten, das ihm die Augen blendete, die Mähne zerzauste und mit nassen Peitschen Schmerzen zufügte. Gute Worte und schöne Versprechungen des Herrn besänftigten schließlich das aufgeregte Tier; es ließ sich bald willig am Zaume führen. So gewannen Reiter und Pferd das Tal. Auf einmal stand Christoph vor einem hochgiebeligen Hause. Es war der Hof des Armleutnantsmeisters Joachim Zoller. Hier fand der Statthalter Obdach; ein Knechtlein führte das Pferd in den Stall, während der Hausherr den späten Gast in die Stube geleitete. Behutsam stellte Meiß das Laternchen auf die Ofenbank, dann nahm er mit Freuden am großen Tische Platz. Er war hier kein Fremder; gerne verkehrte er mit dem Sädelmeister, dem er von Amtes wegen nahestand. Im obern Stocke rüstete die Frau Zollerin eifrig das Gastbett, während Bärbeli, die Tochter, sich in der Küche zu schaffen machte.

Joachim Zoller, ob seiner Gerechtigkeit willen bei Herren und Volk hoch in Ehren, stieg in die Rauchkammer hinauf und langte ein durchzogenes Rippenstück vom Haken. Das brachte Bärbeli auf einem weißgeschuerten Holzteller auf den Tisch. Aus dem Buffert nahm es Brot und ein paar hohe Gläser. Nachdem es den Tisch gedeckt hatte, holte es aus dem Keller einen Krug Wein. Das Mädchen bediente Gast und Eltern mit großem Anstand. Die Art, wie es das Brot reichete, war vornehm. Als es bedient hatte, setzte es sich unten an den Tisch und teilte das Glas mit der Mutter. Herr Christoph Meiß konnte es nicht über sich bringen, von Zeit zu Zeit einen Blick nach dem Mädchen zu tun; denn Bärbeli war schön mit seinen zwanzig Jahren, und wenn es sprach: „Bedienet Euch, Herr Statthalter!“ leuchteten die Augen so jung und

rein, daß Christoph immer wieder hineinblicken mußte. Bärbeli errötete jedes Mal bis unter die Stirnlocken. Als das Mahl vorüber war, räumte es schnell ab und schaute nicht mehr auf. In der Küche draußen aber hielt es sich die Stirn und schalt sich: „Ich dummes Ding! Wie kann ich nur so etwas denken!“ Es warf einen alten Soldatenmantel über die Schultern und ging in den Garten hinaus. Das Gewitter stand schon über der Wetterscheide; gemächlich folgte der Donner dem matt gewordenen Blitze, warm fiel der letzte Regen. Bärbeli brach einen großen Strauß. Auf den Zehen kehrte das Mädchen ins Haus zurück und tat, als wäre es nicht aus der Küche gegangen. Es trat in die Stube, wünschte allen eine gute Nacht und stieg ruhig hinauf in seine Kammer. Im Vorbeigehen stellte es aber den Strauß in das Gastzimmer; sorgfältig strich es auch noch die Kissen zurecht.

Es war Mitternacht geworden. Ueberm Klingensteiner Berg leuchtete der Mond, die Wolken hatten sich in seinem Lichte aufgelöst. Die Luft war so klar, daß einsame Wanderer weit in den Himmel hineinschauen durften. In dieser Stille wünschte mancher, der allein auf dieser Erde lebte, daß sich doch eine goldene Brücke zeigen möchte, darauf der Pilgrim heimkehren dürfte in das himmlische Land.

Christoph Meiß zündete das Laternchen an. „Weßt mich beizeiten, Frau Zollerin,“ sprach er, „denn ich habe noch den Nebgang vor mir; morgen will ich damit beginnen!“ Das Ehepaar wünschte dem jungen Herrn Gottes Segen. Zufrieden stieg der Statthalter zur Kammer hinauf. Als er den langen Gang entlang schritt, war ihm, als stünde jemand am Fenster. Er hob das Laternchen hoch — die kleine Leuchte zeigte ihm Bärbeli. Auge in Auge standen sich die beiden jungen Menschen gegenüber.

„Jungfer Bärbeli!“ flüsterte Christoph Meiß.

Das Mädchen blickte den Gast mit großen Augen an und sprach: „Nichts für ungut, Herr Statthalter, daß ich noch hier bin. Die Nacht ist schön, und erfrischend ist die Kühle; aus dem Garten steigt der Wohlgeruch der Rosen, und im Mond-

schein glänzt der Fluß.“ Bärbeli wies mit der Rechten der Tiefe zu, wo mit leisem Rauschen der Rhein den Klingensteiner Dorfbach empfing; dann fuhr es fort: „Ich liebe diese Nächte. Da möchte ich wandern übers weite Land und wüßte doch nicht wohin, talaus in die Weite, bis zum großen Wald dort unten — oder den Bergen zu. Die Hände würde ich auf dem Rücken halten, und ich wollte die Sterne fragen nach dem Wege und mir Blumen pflücken zum aller schönsten Strauß. An Eurem Hause kam ich vorbei, Herr Statthalter, und an Eurem Garten. Wieviel Mal bin ich daran vorbeigegangen! Seht, Herr, dort oben am Berge steht es im Lichte, seht die großen Bäume; wie Silber hängt der Mondschein an den Kronen!“

„Wahrhaftig, Ihr habt recht!“ antwortete Christoph.

Und Bärbeli fuhr fort: „Ihr habt schöne Ilgen in Eurem Garten und, soviel ich gesehen habe, auch Sonnenblumen; blüht der Glycerinbaum schon, den Ihr über die Haustüre gezogen habt? Wie oft schon bewunderte ich die Kletterrosen vor dem Fenster Eurer Kanzlei! Einmal habe ich in den Garten hineingeguckt, und da sah ich, wie Ihr an einem großen Stein herumhämmert. Mein Vater erklärte, Ihr betriebe eine Kunst, die hättet Ihr in Italien gelernt. Ein andermal hörte ich Euch musizieren ...“

Christoph legte die Hände auf des Mädchens Schultern: „Nennt es nicht Kunst, Bärbeli, nennt es Liebhaberei, nennt es Zeitvertreib! Ein wenig zu meißeln macht mir Vergnügen, und das Flötenspiel gereicht mir zur Freude.“

„Das sagt Ihr jetzt so!“ gab das Mädchen zurück. „Ich hab's im Wellschland mit Not und Mühe zum Gitarrenspiel gebracht.“

„Dann spricht Mademoiselle wohl auch französisch?“ fragte Christoph.

„Ja, Herr Statthalter; im Pfarrhaus zu Bivis habe ich französisch kochen und parlieren gelernt.“

Während des Gesprächs hatte der Statthalter das Jüngferchen aufmerksam betrachtet. Es war schön. Das schwere dunkle Haar hing jetzt zum langen Zopf geflochten über die linke Schulter; ein blau und weißgetupftes Mieder, wie es

die Landleute im Nebenlande zu tragen pflegen, schützte die junge Brust.

Da erfaßte Christoph Meiß Bärbelis Hände, erzählte dem Mädchen den sonderbaren Traum und die Aufgabe des Laternchens und sprach am Schlusse: „Ich glaube, ich habe das Haus mit dem hohen Giebel gefunden, und mein Laternchen hat seine Pflicht erfüllt.“

Bärbeli hatte erstaunt zugehört. Als Christoph ihm in die Augen blickte und sein Blick um die Antwort warb, kam plötzlich eine große Angst über das Mädchen, und es bat: „Gnädiger Herr Statthalter, macht ein junges Meitli nicht wirr!“

„Du gutes Ding,“ tröstete Christoph das Bärbeli, „bist mir zum Spielen viel zu lieb. Geh jetzt schlafen und sei frohen Mutes. Wenn es Tag sein wird, begleitest du mich ein wenig. Wir wollen ruhig beraten. Vernunft ist in derlei Sachen das beste Mittel.“ Er zog Bärbeli an sich, gab ihm auf die Augen einen Kuß und sprach: „Gute Nacht, liebe Seele du!“

Als der junge Meiß, der letzte seiner Linie, im Zimmer stand, langte er nach dem Blumenstrauß: „Schöne Frau zu Eigental, ich ritt nicht umsonst zu dir!“

Am frühen Morgen sattelte der Knecht das Pferd des Statthalters. Vater Zoller war mit einem Schiffer rheinabwärts gefahren; er hatte in Eglisau eine arme Wittfrau vor Gericht zu vertreten. Die Frau Zollerin fütterte hinterm Hause drei Leghühner und brachte den Küchlein frisches Wasser. Christoph Meiß stand am Fenster und lobte die Fuchsien und Geranien, denen Bärbeli zu trinken gab. Ein Nußbaum schirmte die Morgenseite des Hauses. Der Rhein trieb in großem Bogen dahin und trug einen Weidling einem einsamen Weiler zu. Fischer warfen die Netze aus; stoßweise querte die Fähre die Wellen.

„Euer Roß ist gesattelt, Herr Statthalter!“ sprach Bärbeli.

„Willst du mich begleiten?“ fragte Christoph.

„Ich komme mit!“ antwortete fest und sicher die junge Zollerin. Dann traten sie ins Freie.

„Habt Dank für Eure Gastfreundschaft!“ wandte sich der Statthalter an Bärbelis Mutter.

„Wenn's Euch gefallen hat unter unserm Dach, Herr,“ gab die Frau zurück, „dann freut es mich.“

„Ein Meiß darf bei Euch wohl Einkehr halten. Ihr seid aus altem Geschlecht?“ fragte Christoph.

„Freie Leute seit Menschengedenken!“ antwortete Frau Zollerin. „Ein Vorfahr meines Mannes hat sich im Krieg um die evangelische Sache im Reiche ein Wappen errungen. Seither führen die Zoller ein silbernes Hirschgeweih im blauen Feld.“

„So seid Ihr vom häuerlichen Adel?“

„Mein Mann und ich,“ versicherte die Frau; „mein Vater war Kirchenvogt in Eglisau.“

Jetzt trat Bärbeli näher herzu; es trug ein Körblein am Arm.

„Wohin so früh?“ wandte sich der Statthalter an das Mädchen und tat, als wäre nichts hinter der Bereitschaft.

„Ich muß in der Wagenbrech oben ein wenig feine Erde holen, worein ich ein paar Geranienschößlein setzen will!“ antwortete Bärbeli und tat noch harmloser als der Statthalter.

„Da mich mein Weg dort vorbeiführt, wo Ihr hin wollt, will ich Euch zu Fuß begleiten!“

„Ihr seid gütig, gnädiger Herr!“ dankte Bärbeli und machte ein Gesicht so unschuldig wie ein siebenjährig Kind.

Der Weg zur Wagenbrech führte durch einen Buchenwald steil der Höhe zu. Christoph führte das Pferd am Zügel, und Bärbeli dachte über die Bedeutung des Morgens nach. Der Waldsteig ging bald in ein Sträßlein über, dieses kreuzte eine Reute, und man erzählte sich, daß hier vor manchen hundert Jahren die Juden von Basel auf der Flucht vor schrecklicher Verfolgung gerastet hätten.

Brombeerranken, Himbeerstauden und blühende Weideröschen begleiteten das Sträßchen, Erdbeeren reiften unterm Zittergras, der Morgentau hing am Moos und glänzte im Spinnweb. Ein alter Brunnen stand am Wege. Hier hielt Christoph Meiß an. Er begann vom mitternächtlichen Erlebnisse zu reden. Punkt um Punkt behandelte er sorgfältig und ohne Umschweif; dann schloß er mit einer unumwundenen Werbung, indem er sprach: „Bärbeli, du glaubst vielleicht, ich

hätte die Sache zu wenig überlegt. Die ganze Nacht hindurch habe ich darüber nachgedacht, und immer klarer ist mir geworden, daß der gestrige Abend die Erfüllung des Traumes gebracht hat. Ich sah, wie du das Brot herumbotest und daß du weißt, daß deine Hände die Gabe Gottes hielten. Ich bemerkte auch, daß dir Speiß' und Trank heilig sind. Die Art und Weise, wie du Vater und Mutter bedienstest, haben mir gezeigt, daß du das vierte Gebot hältst. Und dann" — hier sann Christoph ein wenig nach — „sage mir, Bärbeli, hast du den Strauß in die Kammer gestellt? ... Ich seh's dir an, du bewiesest damit ungewollt, daß du mir gut gesinnt bist. So habe ich also bereits deine Zuneigung erworben. Und weil es schon so weit ist mit uns beiden, Bärbeli, darf ich dir wohl sagen, daß ich dich herzlich liebe. Gib mir die Hand, Meitli, wie steht es mit dir?“

Jetzt blickte Bärbeli dem jungen Statthalter treu und offen in die Augen: „Herr Statthalter, ich will Euch die Hand geben, ich will Euch mein Leben geben! Wohl muß ich erst noch Vater und Mutter fragen. Ich will ihnen sagen, wie sehr ich Euch liebe!“

„Bärbeli, mein schöner Schatz!“ dankte Christoph Meiß und lachte im gewordenen Glücke hell auf. Er drückte das Mädchen fest an sich, und Bärbeli reichte ihm den Mund.

Wie schön ist doch die Welt zu solcher Stunde! Keine Wolke steht am Himmel, die Sonne strahlt aus tiefem Blau, das Summen des Windes wird zur Fürbitte aller guten Geister, und der Segen Gottes liegt auf Wald und Flur und wird ausgegossen auf alle, die sich lieben. Hand in Hand schritt das Paar vollends der großen Straße zu. Hier stieg Christoph in den Sattel; noch einmal sprachen sie von ihrer Liebe, dann sprengte der Statthalter heimwärts. Als die Leute dem Reiter bewundernd nachschauten, dachte dieser: „Wenn ihr wüßtet! Wenn ihr wüßtet!“

Zu Hause wartete des Heimkehrenden eine Ueberraschung, die ihm das Erlebnis des Morgens noch um ein gutes Stück wertvoller machen mußte. Von der Base Sabina in der Stadt war ein Brief eingetroffen, in dem sie schrieb, es wäre end-

lich an der Zeit, daß sich der Herr Neveu entschließen würde, ob er das adelige Fräulein von Sömmerlisberg heiraten wolle oder nicht. Die Dame habe ein zweites Schloß geerbt, da ein entfernt verwandter Better kinderlos gestorben sei; es sei auch ein hübsches Geld mit an die Auserwählte übergegangen, so viel, daß man sie füglich zu den Reichsten weit und breit zählen dürfe. Das möge sich doch der Herr Neveu merken. Schon anstandshalber müsse aus Klingenstein eine Kondolation abgesandt werden. Sie, die Tante Sabina, habe schon zu viel gesagt und versprochen, als daß man ohne weiteres auf einmal sich lautlos zurückziehen dürfte. Ein solches Benehmen wäre sehr impoli et méchant.

Der Statthalter las den Brief noch einmal und lachte dabei so laut, daß die haushaltende Base aus der Nebenstube herbeieilte und fragte, was eigentlich los sei mit dem Christophli.

„Ist es nicht lustig,“ rief ihr der junge Meiß entgegen, „zu erfahren, was ich wert bin: zwei Schlösser und der Taler so viele, daß man die Straße über den Böhberg von Baden bis Basel damit belegen könnte! Auf dem goldenen Pflaster ginge ich mit der Braut von Sömmerlisberg spazieren, und hinter uns trüge der Mohrenknabe den Papagei. Ei, wäre das ein Festzug!“ Er stellte sich vor die Base hin und sprach: „Paß auf, meine Gute, ich will's dir vormachen!“ Und Christoph stielte so affektiert, als das ihm seine sonst natürliche Art erlaubte, die Stube auf und ab und lispelte mit bittersüßer Stimme:

„Eins und zwei und hernach drei —
 Dame mit dem Papagei!
 Einmal auf und einmal ab —
 Bräutchen mit dem Mohrenknab!
 Zwanzig Schritte hin und her,
 Zehn dazu und noch viel mehr,
 Sechsendreißig macht das aus,
 Bräutchen aus dem Wetterhaus!
 Liebchen, bist mir viel zu alt,
 Viel zu reich und zu bemalt:
 Reverenz! Ich muß jetzt gehn,
 Hab' mein Köpfelein draußen stehn!“

Meiß Gott, was der junge Statthalter in seinem Uebermut noch alles zusammen gereimt hätte, wenn nicht die Base vor ihn hingestanden wäre und gesagt hätte: „Christophli, spiel nicht Komödie mit der

armen Seele; sie ist ja nicht schuld an der Geschichte!"

„Du hast recht,“ antwortete Christoph, „Base Sabina hat die Heiratsuppe angerührt; sie soll sie auch auslöffeln, wie es sich gebührt. Komm, setz dich aufs Ruhbett, ich will dir etwas erzählen!“ Und er begann: „Du bist meiner seligen Mutter Schwester und hast für mich gesorgt, als wäre ich dein leiblich Kind. Du verwaltest mein Haus, und deine liebe Hand deckt mir den Tisch; deine Güte hat mich bis zum heutigen Tag geleitet. Deshalb sollst du es zuerst wissen: Ich habe ein Mädchen gefunden!“

„Christöphli! Christöphli!“ fuhr die Base auf und faßte mit beiden Händen nach ihm.

„Mußt nicht erschrecken; einmal mußte es ja kommen!“ beruhigte der junge Meiß die Base.

„Du wirst Freude haben an meinem Schatz! Mein Laternchen steht im Hause des Armlutesäckelmeisters Zoller. Der hat eine Tochter von zwanzig Jahren, die ist hübsch, gut erzogen, war auch im Welschland und heißt Bärbeli. Dieses Bärbeli nehme ich mir zur Frau!“ Er erzählte den Verlauf der Werbung und wies auf die ebenbürtige Herkunft des Mädchens hin. Als er Bärbeli beschrieb, tat er das mit besonderer Liebe. „Engel finden wir auf Erden keine,“ schloß er die Beichte, „aber das Bärbeli ist schön und wohlgezogen. Und jetzt sprich du!“

„Christöphli,“ begann die Base, „du bist alt genug, um zu wissen, was du tun darfst. Du hast die Welt gesehen und bist mit allerlei Leuten zusammengekommen. Mein Sinnes und Sorgen ist immer gewesen, dich recht zu erziehen. Du weißt auch, was die Meiß von ihren Söhnen verlangen: daß diese den Namen des Geschlechtes nicht irgend einer Jungfer anbieten, weil diese zufällig ein Zuckerlärchen trägt. Da brauche ich wohl keine Angst zu haben, daß du anders handelst, als es die Familie will. Ich kenne den Säckelmeister, weil er mit dir im Amte zu schaffen hat; ich achte ihn als geraden, tüchtigen Mann. Jungfer Bärbeli ist mir gewiß schon oft begegnet, doch wie sie aussieht, weiß ich nicht. Die Frau Zollerin sah ich leßthm beim heiligen Abendmahl. Sie

hat ihren Stuhl nahe dem meinigen. Die Frauen halten viel auf ihr, und wenn sie durchs Dorf geht, wünschen ihr die Kinder mitten aus dem Spiel heraus die Zeit an. Du hast mir von Bärbeli viel Gutes gesagt. Jetzt wird der Familienrat deine Wahl prüfen. Wenn ich an deinen Traum denke, ist mir, als hätte er seine Erfüllung gefunden. Schon mehr als einmal habe ich erfahren, daß es Mächte gibt, die uns die Zukunft schauen lassen. Warum soll die Seele nicht der Zeit vorausseilen dürfen, um gleich einem Rundschafter Ausflug zu halten? Und wenn sie so wandert und Schleier um Schleier beiseite schiebt, wenn sie aus der Finsternis in das Dunkel und aus dem Dunkel in die Dämmerung gelangt, wartet ihrer wohl irgendwo im Tale ein guter Geist. Der führt sie auf einen hohen Berg, und sie erblickt im Morgenrot der weiten Ferne, was für uns noch hinter sieben Hügeln liegt. Hast du nicht schon einen Traum gehabt, in dem du etwas schautest, was wachend du noch nie erlebt hast? Ein Bild, von dem du nicht weißt, woher es kommt, wohin es gehört? Und wenn du erwachst, sagst du: Das war ein sonderbarer Traum; was mag er wohl bedeuten? War nicht dein Traum von solcher Art? Du gingest unbewußt den Weg, den die Mutter selig wies. Siehe, er hat dich ans Ziel geführt. Wir Menschen treiben durch das Leben, wie die Wolken über das Land getragen werden von unsichtbarer Kraft. Was uns lenkt, ist stärker und klüger denn wir. Deshalb wir nicht trocken dürfen: Ich will die Zügel selbst führen, ich weiß einen bessern Weg! Christöphli, eines dürfen wir im Leben nie verlieren: den Glauben, daß alles zum Besten dient. In diesem Glauben bin ich alt geworden. Rückwärts schaue ich: was war, es mußte so sein; vorwärts blicke ich: es wird alles ein gutes Ende nehmen. Denn der Segen Gottes weht durch meinen Abend. Das ist der königliche Lohn.“

Ein heiliger Frieden umgab die alte Base; sie hatte die Hände gefaltet und schaute unverwandt auf ein Kornfeld unten am Bach. Die reisenden Lehren neigten sich zum frischen Wasser.

Der Statthalter kniete vor dem alten Fräulein nieder und dankte.

Noch am selben Abend schrieb der Sohn dem Vater, der Wunsch der Familie könne erfüllt werden, wenn der Familienrat die Einwilligung zu der Verbindung gebe. Nach etlichen Tagen brachte ein Brief die Zustimmung des alten Herrn Meiß. Wohl sei Tante Sabina nicht einverstanden mit der Heirat, weil sie immer noch das reiche Fräulein zu versorgen und diesem in einer Schwaghstunde versprochen habe, ihr einen Mann zu verschaffen. Der Familienrat wisse auf Grund sorgfältiger Erkundigungen, daß die Zoller trotz bäuerlicher Herkunft ein ehrenwertes Geschlecht seien. Die Ehe bringe — das habe besonders Onkel Antistes Stephan als wünschenswert bezeichnet — neues frisches Blut in die Familie, was Stärkung des Geschlechtes bedeute.

Herr Meiß, der Vater, hatte aber auch an den Säckelmeister ein artiges Schreiben gesandt, und die Folge davon war, daß Bärbeli erst der Mutter, dann dem Vater erklärte: Ja, was in dem Briefe stehe, sei wahr; es hätte schon lange gerne alles gesagt, aber das Wie habe ihm zu denken gegeben.

Da rief Zoller, man solle die Pferde einspannen, damit er in Klingenstein vorfahren könne, wie es in derlei Angelegenheiten Brauch und Sitte sei. Worauf er denn mit Bärbeli zur Statthalterei fuhr und dort mit dem jungen Meiß zum ersten Male speiste. Als das gute Essen vorüber war, begann Zoller von der Heirat zu sprechen, legte auseinander, wie schön es sei, daß sich Stadt und Land wieder einmal fänden. „Ich will nicht viele Sprüche machen und des langen und breiten von Glück und Segen reden, Herr Statthalter,“ sagte der bäuerliche Amtsmann; „seid gut mit meinem Kinde und habt es lieb allezeit!“ Und er nahm Bärbelis Rechte und legte sie in die Hände des zukünftigen Tochtermannes: „So seid Braut und Bräutigam! Ihr werdet Mann und Frau sein und vor unserm Herrgott ein Wesen!“

Die Base hieß Bärbeli mit inniger Umarmung willkommen und sprach: „Mein liebes Mädchen, der Christöphi ist ein herzensguter Mensch. Wenn du ihn zu führen verstehst, wird er der beste Gatte sein!“ Dann wandte sie sich an Christoph: „Das Bärbeli gefällt mir aufrichtig; ich

glaube fest, es wird dich glücklich machen!“

So war alles in Ordnung. Als die Brautfeder durchs Dorf fuhren, brannten die ledigen Burschen die Kilbimörser ab, der Sigrift läutete mit der großen Glocke, und der Pfarrer hatte am Kirchturm die Standesfahne aushängen lassen. Die Fuhrleute mußten beim Leuenwirt und vor dem „Wdler“ Bescheid tun. Die Konstabler aber hatten sich an der stolz gebauten Dorfbrücke aufgestellt und schossen mit den Musketen, daß der Pulverdampf um die Wagen wolke und die Knechte die Gäule fest an der Gebißtange halten mußten. Die Mädchen warfen Ilsen und Nellen in das große Ehebett.

Im Herbst wurde Hochzeit gehalten. Die Meißen nahmen die junge Frau mit Freude in die Familie auf. Und als alle an der Hochzeitstafel saßen, gab es eine große Ueberraschung: das Fräulein aus dem Wettertschlößchen hatte aus dem Appenzellerland einen währschafsten Biberfladen gesandt, auf dem zu lesen war:

Heiter fließen Euch die Lebensstunden,
Von der treuen Liebe Arm umwunden;
Mit dem Fladen, den ich heute sende,
Wünsch ich Glück Euch bis ans Lebensende.

Wie das der alte Herr Meiß las, zeigte er das süße Geschenk der Tante Vermittlerin und lachte: „Schau her, liebe Sabina! Es hat doch alles noch ein gutes Ende gefunden!“

Jungfer Sabina unterdrückte den Aergers, der ihr in dem langen dünnen Halse saß, erholte sich an dem Riechfläschchen und erwiderte: „Meine arme betrogene Freundin, das Fräulein von Sömmmerlisberg, hat Böses mit Gutem vergolten und sucht Erholung im Pfarrhaus zu Trogen.“

Sie hatte das so sehr im Tone der Gereiztheit gesagt, daß ihr Tischnachbar, ein lustiger Dekan aus dem Thurgau, ihr zuflüsterte: „Selig sind die Sanftmütigen!“

„Herr Bruder, Herr Bruder,“ rief der Onkel Antistes vergnügt vom andern Tische herüber, „macht Ihr wieder Komplimente, wie ehemals im Wirtshäuschen zu Odilienberg?“

„Herr Better im Ante,“ antwortete der Thurgauer, „der alte Wein ist milde geworden!“

Während die Gesellschaft also fröhlich beisammen saß, trat ein Diener in den Saal, stellte einen großen Rosenstrauß vor das Hochzeitspaar und meldete: „Es kam ein Reiter im Galopp die Straße herauf. Wird hier die Hochzeit des Herrn Statthalter Meiß gefeiert?“ rief er mir zu. Und als ich ja sagte, hielt er an und reichte mir dieses schöne Bukett mit den Worten: „Bringt die Blumen dem jungen Paare!“ Ich ließ ihn ein wenig warten. Aber er warf sein Roß herum und jagte davon, daß die Funken stoben.“

Alles bewunderte das sinnige Geschenk. Christoph langte ein Zettelchen aus der Tiefe des Straußes und las mit Erstaunen: „Frau Eva Paravicin.“

„Das ist die schöne Gattin des Herrn Landvogt zu Eigental!“ erklärte Säckelmeister Zoller.

„Eine sehr reiche Baslerin,“ ergänzte Jungfer Sabina; „ich habe sie in Schinznach kennen gelernt.“

* * *

Kurze Zeit nach der Hochzeit fuhren Herr und Frau Statthalter Meiß zur schönen Frau von Eigental. Diese kam ihnen bis an die Einfahrt entgegen.

„Das haben Sie brav gemacht, Herr Statthalter!“ grüßte sie den Freund, und zu Bärbeli sprach sie: „Frau Nachbarin, ich hoffe, wir kommen gut aus miteinander!“

Der Himmel war klar in alle vier Winde hinaus; ein milder Ost wehte aus der Ebene herüber. Herbstlicher Sonnenschein schimmerte über den Bäumen und Beeten des Gartens. Die Schattenhänge der Hügel schienen unter silberblauen Schleiern in weite Ferne gerückt.

Der Gärtner und Jungfer Jeanette mußten einen Tisch herbeitragen und unter einen großen Apfelbaum stellen. Hier ließen sich Christoph, Bärbeli und Frau Eva nieder, und die beiden Frauen schlossen unter den Augen und mit Hilfe des Statthalters bald gute Freundschaft. Das gefiel Christoph sehr und trug viel dazu bei, daß er fröhlich und zufrieden die Stunde genoß. Da saß er zwischen den beiden schönen Wesen, zur Rechten die Freundin, zur Linken sein junges Weib — und beide liebten ihn, jede auf ihre Art.

„Wie gefällt Ihnen meine Gemahlin, Frau Paravicin?“ wandte er sich zur Rechten und erhob dabei das Glas.

„Sie haben von neuem bewiesen, daß Sie wissen, wo Schönes zu finden ist!“ antwortete Frau Eva, und zu Bärbeli hinüberblickend fuhr sie fort: „Sie aber, Frau Statthalterin, haben unsern Freund in ein neues schönes Leben hineingeführt!“

Treuherzig schaute Bärbeli der Herrin von Eigental in die Augen und sagte: „Sie haben recht, Frau Nachbarin, ich will meinen Mann recht glücklich machen. Ich will Hand in Hand mit ihm gehen, und nichts soll uns trennen bis in den Tod!“

Frau Eva schaute zu Boden; sie dachte an den letzten Besuch des Statthalters. Doch sie bezwang sich und reichte der jungen Frau die Hand: „Das ist auch mein Wunsch, liebe Freundin!“

Sie erhob sich und schlug den Gästen vor, einen Gang durch den Garten zu tun. So schritten die drei gemeinsam die Wege entlang, die Christoph Meiß einst allein mit der Herrin von Eigental gegangen war. Die Herbstrosen blühten im stillen Geviert, da und dort blühte ein Sommerfaden auf; wie damals schwammen die Schwäne um den Teich. Als die drei unter den hohen Bäumen standen, sah Bärbeli erstaunt zu den Kronen hinauf und sprach mit kindlicher Schlichtheit: „Sie haben einen wunderbaren Garten, Frau Landvögtin; so muß es im Paradies gewesen sein!“

„Meine liebe Freundin,“ antwortete Frau Paravicin, „er steht Ihnen offen zu jeder Zeit! Im Frühling ist er voll Veilchen und Narzissen, Erdbeeren und Kirschchen pflücken wir im Sommer; im Herbst erfreut er uns mit süßen Trauben und Früchten aller Art, im Winter aber nährt er die Sehnsucht nach Befreiung aus Eis und Schnee, nach Befreiung aus allen Fesseln. Und warme Winde bringen die Erlösung. Dann öffnen wir die Fenster, und unser Glück wäre vollkommen, wenn wir nicht in den spiegelnden Scheiben sehen müßten, daß wir wieder um ein gut Stück älter geworden sind!“

„Frau Nachbarin,“ sprach jetzt Christoph, „dann wird Ihnen der Spiegel aber auch zeigen, daß Sie auch im Winter jung geblieben sind.“

Ein freudiges Erröten war Frau Evas Dank.

Sie kehrten zum Schlosse zurück. Von der Mittagsseite aus überschauten sie noch einmal den Garten. Hinter Büschen und Hecken hervor sprang der Strahl des Springbrunnens. Zur Seite aber stand ein Bäumchen, an dem fremdartige Früchte hingen.

„Das sind Granatäpfel,“ erklärte die Frau von Eigental, „eine seltene Frucht, von der man sagt, sie bedeute wahrhaftig reine Liebe. Nehmen Sie einen solchen Apfel mit nach Klingenstein, Frau Bärbeli! Bewahren Sie ihn auf als Andenken an das Paradies Ihrer Freundin!“

„Sie sind so gut zu mir, Frau Nachbarin!“ antwortete Bärbeli; behutsam pflückte sie die zierliche Frucht.

Jetzt langte Frau Eva Paravicin nach einem schön gezogenen Spalier. Sie brach einen rotwangigen, süß duftenden Apfel vom Aste und reichte ihn dem Freunde: „Das ist die köstlichste Frucht, die im Garten von Eigental reift!“

Es war Abend geworden. Leichter Nebel legte sich über die Felder. Bauersleute, die die Herbstsaat bestellt hatten, kehrten müde heimwärts. Das Ehepaar Meiß nahm Abschied von Frau Eva. Und als Christoph und Bärbeli über den Klingensteiner Berg fuhren, lobten beide die schöne Frau Nachbarin und wünschten, es möchte die geschlossene Freundschaft nie mehr vergehen. Und wirklich kam es so: die drei hielten in Freud und Leid zusammen, und ein jedes baute am Glücke des andern.

Werner.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Novelle von Robert Walser, Biel.

Eines Nachts taumelte ein junger Mann, dem das Bewußtsein sagte, daß er ein Elender sei, die Treppen eines Spielhauses hinunter. Er hatte all sein Geld verloren. Werner, so hieß er, gehörte zu der Sorte von jungen Leuten, die eher einen Revolver als eine redliche Arbeit in die Hand nehmen. Er ging mit schwankenden Schritten nach Hause, wo er sich mechanisch entkleidete und ins Bett legte. In seinem Kopf brütete eine dumpfe, armselige kleine Wut, die ihn am Einschlafen verhinderte. Als er endlich einschliefe, beunruhigte ihn eine diabolische Vision. Er sah im Traum einen Goldklumpen, einen Giganten aus glitzerndem Gold, den er mit fiebernden Händen betastete. In der Wonne, die ihm vorgaukelte, daß er ein reicher Mann sei, stieß er einen Schrei aus und erwachte. Er war ärmer und elender als vorher. Rasch sprang er aus dem Bett und in die Kleider und ging auf die Straße.

Wilde traurige Entschlüsse durchstürmten ihn. Sein menschliches Empfinden war zerrissen. Er hatte innen und außen nicht den geringsten Halt mehr. Ein redlicher, erfahrener Freund würde ihm jetzt den größten Dienst haben erweisen können, aber er hatte keinen Freund. Den Eltern wagte er seine ent-

setzliche Verlegenheit nicht mitzuteilen. Armer Sohn, der sich in der Not nicht an seine Eltern zu wenden getraut. Beklagenswerte Eltern, die den Sohn so erzogen haben, daß er sich einbildet, es sei eine Unehre, kein Geld zu haben. Das nämlich bildete sich Werner ein, und diese Einbildung führte ihn auf die Bahn des Schlechten. Er mußte auf geradem Wege wieder zu Geld gelangen, um das elegante Leben, das er zu führen gewohnt war, fortsetzen zu können.

Er traf auf der Straße einen Bekannten an, der ihn auf eine verbindliche Art einlud, mit ihm spazieren zu gehen. Sie gingen zusammen an den Strand, wo sie sich auf den Rand eines Segelbootes setzten, das am Ufer lag, und pflegten eines jener Müßiggängergespräche, die so wenig bedeuten, weil sie so arm an wahrhaftigem Anteil sind und so reich an Zufälligkeit und Gleichgültigkeit. In Werners Kopf stieg alsobald der Gedanke auf, seinen Gesellschafter zu ermorden, auf den er eine Art von jähem Haß warf, weil er Geld in seinem Besitz vermutete, und kaum war der mörderische Gedanke aufgetaucht, so griff Werner auch bereits nach dem Revolver, unfähig sich zu besinnen, und feuerte ihn hinterrücks auf den ahnungslosen Mann ab, der tot hinstürzte. Der Verbrecher,